



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von einem Schiffsarzt: Das Nickelprinzeßchen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das Nickelprinzesschen

Von einem Schiffsarzt



erkwürdig! Sollte ich mich täuschen? Diese dunkeln Augen in dem blassen Mädchengesicht, dieser Gang, wie sie dort die Landungstreppe zu unserm Dampfer heraufkommt, diese Anmut, wie sie sich nach den Thüren umsieht, nein, ich täusche mich nicht, es ist das Nickelprinzesschen, die wunderhübsche kleine Mexikanerin, die vor vier Jahren mit ihrem alten dicken Onkel, der der Haifischonkel genannt wurde, auf diesem unserm Dampfer die Reise von Mexiko durch den Golf hierher nach Newyork und dann weiter nach Hamburg machte. Ja, sie ist es, wiewohl ich den Haifischonkel unter den Passagieren, die die Landungstreppe heraufkommen, nicht gewahr werden kann. Er ist vielleicht noch unten im Gepäckraum beschäftigt?

Aber wer ist der Herr dort im grauen Schlapphut, der, mit dem Packträger verhandelnd, ihr zu folgen bemüht ist, einen Southamptonstreckstuhl am Arm? Wenn er sich doch nur umdrehete, daß ich sein Gesicht sehen könnte. Sollte es wirklich der bazillenentdeckungswütige Kollege sein, der ihr damals auf der Reise den Hof machte? Ach, jetzt ist er wieder im Gewühl verschwunden!

Es war Ende September 1892, als ich, an die Schiffsbrüstung gelehnt, das immer anziehende Schauspiel der Ankunft der neuen Passagiere im Hafen von Newyork an mir vorüberziehen ließ. Selbst für den langjährigen Schiffsarzt, der Welt und Menschen flieht und sich nur auf hoher See ganz glücklich fühlt, ist die Ankunft der neuen Reisegenossen kurz vor Abgang des Schiffes immer wieder interessant. Auf diesen eleganten Golfdampfern ist das Publikum ein ganz anderes als auf den Auswanderungsschiffen, wo man von nichts hört, als von Berlin, Newyork und Chicago und dem ewigen Dollar! Man hat es hier meist mit Leuten von etwas weitem Gesichtskreise zu thun. Als Menschenfeind, der man ja als Schiffsarzt so leicht wird, kommt man auf dieser Fahrt zwischen Newyork und Veracruz oft mit fesselnden Persönlichkeiten zusammen, die von der Welt und den Menschen auf unserm Erdkreise so viel gesehen haben, daß sie Vergleiche anstellen können und frei sind von der Naivität der Selbstbewunderung, die meist dem beschränkten Gesichtskreise der wenig Ge-

reisten entspringt. Aber eine so schöne, angenehme Fahrt wie damals vor vier Jahren, als jene Gesellschaft aus der Hauptstadt Mexiko mit uns fuhr, hatten wir doch nie wieder gehabt.

Sie hieß das „Nickelprinzefchen“ unter uns Herren, weil sie die Stieftochter des bekannten Nickelfürsten, eines reichen Geschäftsmannes war, der mit dem Präsidenten Gonzales die berühmte Nickelrevolution in Szene gesetzt und sich dadurch zum Millionär gemacht hatte. Die plötzliche Einführung der Nickelwährung sollte Mexiko aus den englischen Finanzverlegenheiten befreien. Der kleine Mann büßte von seinen Pfennigen, die er dort täglich fürs Leben braucht, an jedem Tage mehrere ein, und es kam zu einer Empörung, wobei die Läden geschlossen und unter das Volk gefeuert werden mußte. Präsident Gonzales verlor zwar dabei etwas von seiner Popularität, entschädigte sich aber dafür durch desto offnere Plünderungen, und wer am besten dabei fuhr, das war der pffiffige Hamburger Geschäftsmann, der diese Spekulation erfunden und die Geldtransaktion mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit eingeleitet und ausgeführt hatte. Denn er konnte sich bald nach diesem Handel als Ehrenmann mit vollen Taschen zurückziehen und ließ sich in seiner Vaterstadt Hamburg zum Senator ernennen. Sein schönster Lebensplan war somit in Erfüllung gegangen: solider Reichtum und ein Titel — über jeden Zweifel erhaben!

Herr Schulze, den man in Mexiko nur noch den „Nickelschulze“ oder auch den „Nickelfürsten“ nannte, hatte in der Hauptstadt eine reiche mexikanische Witwe geheiratet. Als er nach Hamburg ging, nahm er seine Frau mit; ihre heranwachsende Tochter aber ließ er mit ihrem Onkel, dem Bruder seiner Frau, erst später nachkommen, als seine unter ewigem Heimweh kränkelnde Frau die Thringen um sich haben wollte, obwohl zwischen Senator Schulze und seiner heranwachsenden Stieftochter gerade nicht das beste Einvernehmen bestanden hatte. Sie konnte es ihrem Stiefvater nie vergeben, daß durch seine rücksichtslose Spekulation ihr guter Onkel, der früher wohlhabend gewesen, nun verarmt und nahezu ruiniert war. Wegen dieses Zwiespalts hatte sich Marcelita nicht entschließen können, als Don Gustavo Schulze mit ihrer Mutter nach Hamburg fuhr, sie zu begleiten. Sie hatte es vorgezogen, ihren schmolgenden Onkel zu pflegen. Als nun die Frau Senator in Hamburg krank wurde, sollte alles wieder gut gemacht werden. Onkel und Nichte wurden aufs dringendste aufgefordert, alles vergangne zu vergessen und nach Hamburg zu kommen, wo ihnen in dem vornehmsten Viertel der Stadt in der villenartig eingerichteten Wohnung des Herrn Senator ein verlockendes Heim winkte, weit eleganter und bequemer als das, das sie in Mexiko bewohnt hatten.

Das Schmolzen des alten Onkels, der auf seinem Southamptonstuhl ausgestreckt immer auf Deck saß und die unser Schiff umkreisenden Haifische beobachtete, fütterte und mit seinem Revolver gelegentlich anzuschießen versuchte,

dieses Schmollen ging durch die Bemühungen der heitern Schiffsgesellschaft bald in eine Art von Selbstironie und schließlich in ganz guten Humor über, je mehr wir uns den Gestaden von Newyork näherten. Nun entstehen auf dem Schiff unter einer einigermaßen muntern, von Seekrankheit verschonten Gesellschaft leicht Spitznamen, da man sich anfangs, solange man den wirklichen Namen nicht kennt, schnell mit einem gemachten hilft. So war denn der alte behäbige, graubärtige Mexikaner, der die Haifische studirte, bald zum Haifischonkel geworden. Seine Philosophie hieß früher: Friß, oder du wirst gefressen! Jetzt, auf dieser Fahrt, philosophirte er, nachdem er erst den Haifischen seinen Tribut bezahlt und sich dann wieder davon erholt hatte, folgendermaßen: „Sehen Sie die kleinen blauglänzenden, aalartigen Fischchen, die sich dort auf den Seitenflossen des dicken grauen Ungetüms wiegen? Wie sie herunterzuschlüpfen, sowie sich der Haifisch anschickt, nach meinen Apfelsinenstücken im Wasser zu schnappen, und wie sie sich ihm wieder auf den Rücken schmiegen, sobald er ruhig dahinschwimmt! Sie lassen sich von ihm tragen und sind so am besten vor ihm sicher! Sie sind nie vor ihm, immer ihm zur Seite oder hinter ihm. Der Haifisch war ich früher, als ich noch etwas hatte, jetzt gehöre ich zu den Begleitern.“ Nach und nach wurde er der Gemüthlichsten einer. Nur wollte er alles, was sich auf Haifische bezog, besser verstehen und uns immer gute Lehren geben, wenn wir vor Anker liegend hinten am Stern die Haifischangel auswarfen. Seine treue Nichte sekundirte ihm dann, wenn er von uns ausgelacht wurde, und hielt ihm die Stange.

Es war ihr nicht recht, daß sie hinter ihrem Rücken von uns das „Nickelprinzgeßchen“ genannt wurde, denn wenn auch ihr Privatvermögen durch den Zusammenbruch ihres Onkels bei der Nickelspekulation ihres Stiefvaters nicht angegriffen worden war und von dem Stiefvater während ihrer Unmündigkeit verwaltet wurde, so wollte sie doch von diesem und dem ganzen Nickelhandel, den sie nun einmal verabscheute, nichts hören und behauptete einmal uns andre, sie wüßte doch, daß sie und der Onkel es nicht lange in dem kalten Deutschland aushalten würden, daß sie bald wieder nach ihrem sonnigen Mexiko zurückkehren würde, und sie bedauerte nur den Onkel, daß er sich auf seine alten Tage noch den Strapazen dieser unnützen Reise unterzogen hätte.

Am meisten aber von der ganzen Gesellschaft aus der Hauptstadt Mexico zog mich der deutsche Arzt und Kollege an, der, nachdem er sich genügend Geld verdient hatte, um bequem leben zu können, nach Deutschland zurückkehrte, um sich ganz besonders mit Bakteriologie und Hygiene zu beschäftigen, mit der „Welthygiene,“ wie er sagte, denn die Hygiene sei eine internationale Sache. Über den Gedanken an Reichsseuchengesetze lachte er. Gibt es Reichsseuchen? pflegte er zu fragen, wenn man ihn auf dieses Gespräch brachte. Seuchen sind internationale Übel, und darum muß die Hygiene international

gehandhabt werden, und zwar nicht vom bürokratischen, juristischen, metaphysischen Standpunkte aus, sondern vom physischen, vom Standpunkte der Naturgesetzgebung! Er war, nachdem er den französischen Krieg als Arzt mitgemacht hatte, lange Jahre im Auslande und in der Hauptstadt Mexiko als dirigirender Hospitalarzt angestellt gewesen und kehrte nun mit vollem Herzen sich nach seinem großgewordnen Vaterlande sehrend und wissenschafts- und entdeckungsdurstig nach Berlin zurück. Das junge mexikanische Mädchen aber mit den feurigen dunkeln Augen und dem blauschwarzen Haar hatte es ihm angethan, ohne daß sie es wußte. Von seinen Junggesellengelüsten war er bekehrt, und so hing er, wenn er sich nicht für Bakteriologie und Welt-hygiene erhitze, an ihren Augen und war trotz seiner Jahre geschäftig um sie wie ein jugendlicher Liebhaber.

Trotz der Verschiedenheit unsrer Ansichten in vielen Stücken — ein eigensinniger Hagestolz wie ich und ein bekehrter Junggeselle wie er passen selten zusammen — trotz meines misanthropischen und seines optimistischen Wesens stimmten unsre Ansichten doch in einem Punkte überein: in der Auffassung des ärztlichen Berufs; nur hatten sie uns beide zu ganz entgegengesetzten Extremen geführt: mir stand der ärztliche Beruf so hoch, daß ich von der Misere der Praxis in Stadt und Land gar nichts mehr wissen wollte, sondern mich aufs Meer zurückgezogen hatte, und ihm stand er so hoch, daß er noch einmal am Born der Wissenschaft, in Deutschland, von neuem anfangen wollte zu studiren, um womöglich die Anschauungen über die Notwendigkeit der Alleinherrschaft der Naturgesetze zur Geltung zu bringen gegenüber den Halbheiten der gesellschaftlichen und der bürokratischen Einrichtungen. In einem Punkte waren wir ganz einig: daß es für den Arzt unwürdig sei, mitzuziehen an der großen Gesellschaftskarosse, wo die Reichen obenauf sitzen und sich von den Armen ziehen lassen, die unter den Peitschenhieben des Kutschers „Hunger“ und des Dieners „Not“ keuchen.

So kurz wie in dieser angenehmen Gesellschaft war mir noch nie eine Seereise vorgekommen, und wir bedauerten es förmlich, als wir uns nun dem Hafen von Newyork näherten und uns trennen mußten.

Plötzlich wurde ich durch einen Schlag auf die Schulter aus meinen Erinnerungen und Träumen geweckt: vor mir stand der Kollege aus Mexiko! Ich hatte recht gesehen. Er war der Herr im grauen Überzieher mit grauem Schlapphut, der, mit dem Streckstuhl am Arme, mir vorhin im Gedränge nur seinen Rücken gezeigt hatte. Da stand er vor mir mit seinem dunkellockigen Haar und seinen zusammengezognen Augenbrauen, noch ganz so, wie ich ihn vor vier Jahren nach Hamburg hatte abreisen sehen. Nur etwas grauer geworden war er.

Nun, Sie unverbesserlicher Meergreis, wie geht es Ihnen? Freue mich, Sie wieder hier zu treffen, wäre auf keinem andern Schiffe nach Mexiko

zurückgedampft. Sie war mir in zu schöner Erinnerung, die Fahrt mit Ihnen auf dem Schiffe der Seligen, wie wir es nannten! So redete er mich an.

Eben gingen wir beim Anblick von ein Paar schwarzen Augen dieselben Erinnerungen durch den Kopf, antwortete ich, indem ich die dargebotne Hand kräftig schüttelte. Nun sagen Sie mir, wie in aller Welt kommen Sie wieder hierher, noch dazu in Begleitung der schönen Mexikanerin, Sie entdeckungswütiger Bazillenjäger? Haben Sie so schnell die Weltverbesserung in Deutschland satt bekommen, oder haben Sie gefunden, was Sie suchten?

Ich habe gesucht und gefunden, viel mehr als ich auf meiner Bazillenjagd erwartet hatte, viel, viel mehr, und alles — für drei Mark dreißig!

So wenig hat Ihnen Ihr vierjähriges Forschen gekostet?

Nein, soviel hat man mir dafür bezahlt. Kommen Sie, ich wollte Sie gerade abholen, vor Abgang des Schiffes, noch ein wenig herumzuspazieren. Meine Frau ist bei ihrer Kabineneinrichtung beschäftigt, und da ich so glücklich war, Sie, wie ich vermutete, hier zu treffen, so müssen Sie mir schon als Cicerone dienen, denn ich habe die berühmte Brooklynbrücke über diesen Meeresarm noch nicht näher angesehen. Dann sollen Sie auch alles hören, was Sie wissen wollen.

Da das Schiff erst spät abends abgehen sollte, hatten wir vollkommen Zeit. Wir schlenderten hinunter, um uns nach einem kurzen Marsch durch das Gewühl der Güterschuppen, der Markthallen, der Fährbootshallen in das Chaos der leicht bergansteigenden Geschäftsstraßen nach dem Cityhallplatz zu begeben.

Da erzählte mir nun der Kollege, nachdem ich ihn zu seiner Verheiratung beglückwünscht hatte, wie er Ferienkurse und Ärzteversammlungen besucht und wie er sich mit Begeisterung in die Arbeit für die gute Sache gestürzt habe, wie er in Vorträgen die hohe Mission des Arztstandes für Seuchenabwendung und Weltthygiene nachgewiesen habe, und wie das in Berlin und anderswo aufgenommen worden sei; wie er sich dann, um auch die ärztliche Praxis nicht ganz zu vernachlässigen, in seinem Heimatstädtchen als Arzt eingerichtet und wegen seiner Bemühungen um reines Trinkwasser von der Behörde mit Verweisen bedacht worden sei; kurz, welche Reihe von Enttäuschungen auf seine großen Erwartungen gefolgt sei.

Schon hatte ihn, der bessere Anerkennung gewohnt war, die Sehnsucht nach Mexiko gepackt. Da kam die Cholera. Das war ein Feld der Forschung für ihn! Das Mikroskop mußte wieder heran, und als der Hamburger Senat ein Ausschreiben nach Ärzten an die Universitäten ergehen ließ, meldete er sich mit, seine Kenntnisse zu bereichern und seine Hilfe in den Dienst der Menschheit zu stellen, da wo sie es am meisten bedurfte.

Und wen traf er dort unter den vielen Hunderten von Kranken in dem Cholerahospital an der Eppendorfer Chaussee? Als er die dunkeln Augen der wieder zum Bewußtsein erwachenden armen Sprachlehrerin mit dem blau-

schwarzen Haar und dem südländischen Gesicht gewahrte, die aus einem der weniger reichen Stadtteile Hamburgs abgeholt und ins Hospital gebracht worden war, da lebte die längst begrabne Liebe in seinem Herzen wieder auf, die Liebe zu der schönen Mexikanerin, die er früher für unerreichbar gehalten hatte, und der er nun als Lebensretter am Krankenbette gegenüberstand.

Herzbrechend waren die Ereignisse, die das junge Mädchen so weit geführt hatten, und die er später aus ihrem Munde erfuhr.

Das zarte Geschöpf konnte sich nicht in das Leben, das im Hause des Stiefvaters herrschte, eingewöhnen. Die kränkelnde Mutter starb bald nach der Ankunft Marcelitas. Den Onkel, den die Kleine kindlich liebte und verehrte, behandelte der Stiefvater mit Härte. Es kam zu Zwistigkeiten, wobei Marcelita die Partei des Onkels nahm. Heimweh nach dem schönen Mexiko kam dazu, und hätte nicht der Stiefvater, so lange sie minderjährig war, ihr Vermögen unter seiner Verwaltung gehabt, sie hätte schleunig damit die Rückreise nach ihrer Heimat angetreten.

Als nun gar der alte Onkel der Schwester ins Jenseits nachfolgte, fühlte sie sich in dem Hause des Herrn Senators Schulze ganz vereinsamt. Alle Pracht der häuslichen Einrichtung vermochte ihr nicht hinwegzuhelfen über das innerlich leere Leben, das sie führte, ohne Freundin, ohne Umgang, beiseite gestoßen von einem Geldmenschen ohne Herz, der vor der Welt ihr Vater war. Sie dachte oft mit Sehnsucht zurück an die Heimat und an die letzten lieben Menschen, die sie kennen gelernt hatte, an die Reisegesellschaft auf dem Schiff.

Als sie nun nach der Krisis aus ihrer Betäubung erwachte und das Gesicht dessen über sich gebeugt sah, mit dem sie sich oft im Geiste beschäftigt hatte, glaubte sie zuerst, sie träume. Überwältigend war nach all der Kälte, unter der sie gelitten hatte, dieser warme Hauch von Liebe, der sie umfing, als sie seine Stimme wieder erkannte.

Sie erzählte dann nach und nach, wie sie sich schließlich aus Widerwillen gegen den Mann, der sie um ihres Vermögens willen zu seiner Frau zu machen gedachte — die Habsucht des Mannes widerte sie an! —, um sich seinen Anträgen und seinem Zwange zu entziehen, aus seiner Wohnung geflüchtet, wie sie unter einem angenommenen Namen eine bescheidne Wohnung in einem der billigern Stadtteile bezogen habe und dort durch spanische Sprachstunden ihr Leben habe fristen wollen, bis es ihr gelänge, die Herausgabe ihres Erbteils gerichtlich zu erzwingen. Denn sie war mittlerweile mündig geworden und war fest entschlossen, jedes Mittel zu ergreifen, um mit ihrem Erbteil in die Heimat zu gelangen. Da befiel jenen Stadtteil die Cholera, sie wurde von der Seuche ergriffen, und sie wäre ihr erlegen, wenn nicht die Rochsalzeinspritzungen in die Venen Wunder an ihr verrichtet hätten.

Es war gerade an jenem denkwürdigen Nachmittage, als die bekannten Verhandlungen zwischen den Choleraärzten und dem Hamburger Senat gepflogen

wurden wegen der knauserigen Art, womit die reichen Geldmänner die Ärzte für ihre Bemühungen abzufinden gedachten, an demselben Nachmittage, wo der Senat das Ultimatum veröffentlichte: „Die herangezogenen Ärzte und Studirenden bekommen nicht mehr als drei Mark dreißig Pfennige für den Tag und sind schleunigst aus der Anstalt zu entfernen,“ wurde der Herr Senator Schulz durch einen Gilboten von einem der bekanntern Notare der Stadt an das Krankenbett seiner Stieftochter Marcelita berufen.

Von Mexiko aus kannten sich der Arzt und der Senator sehr wohl. Die herrliche Nickeltransaktion, durch die der Senator zu seinem Reichthum gekommen war, war dem deutschen Arzt genügend bekannt, ja sogar offen von ihm gebrandmarkt worden. Denn in der Hauptstadt Mexiko war der deutsche Arzt durch seine kosmopolitischen Eigenschaften so gestellt, daß er vor dem Hamburger Krösus in spe nicht zu kriechen brauchte. Er hatte darüber in den Zeitungen sein Urtheil abgegeben, und es hatte dem Nickelfürsten große Mühe gekostet, zu verhindern, daß die Nachrichten nach Hamburg drangen, denn das hätte der Erreichung der Senatorwürde im Wege gestanden. Nun stand der vor jedem Windhauch eines solchen Gerüchtes zitternde Mann plötzlich Auge in Auge seinem Widersacher, dem Arzte, und seiner Stieftochter, deren Hand der Arzt begehrte, in Gegenwart des Notars gegenüber, der die Volljährigkeit Marcelitas erklärte und die Herausgabe ihres Erbtheils und ihrer Person beantragte.

Ein Blickwechsel, und — „Fürst Schulze“ begriff die Lage. Er mußte in alles willigen, was verlangt wurde, wenn nicht andres ruchbar werden sollte, und an demselben Abend, wo eine anständige Bezahlung der ärztlichen Dienste im Cholerahospital von dem Herrn Senator verweigert wurde, mußte er, ohne eine Miene zu verziehen, sehen, wie sein Wille durchkreuzt und seine Stieftochter, die er schon für seine sichere Beute gehalten hatte, ihm von seinem Feinde entführt wurde. Eine größere Gemüthung als die Angst des mit bleichem Antlitze davoneilenden Stiefvaters zu sehen, konnte Marcelita und ihrem Bräutigam kaum werden.

Ehe dieser aber mit der Genesenen das Krankenhaus verließ, konnte er nicht umhin, sich von dem Kassirer die drei Mark dreißig Pfennige für den Tag wirklich auszahlen zu lassen — diesen Arztlohn, dessen die Nachwelt ewig gedenken wird. —

Der Erzähler hatte geendet. Wir standen an der Brüstung der Brücke und schauten hinab in die Menge der bunten, schnell dahinschießenden Lichter der Schiffe und Schiffchen, der schwimmenden turmartigen Speicher, der kleinen Propellers und der großen Auswandererdampfer auf dem Meeresarme tief unter uns. Die Abendsonne vergoldete die düstern Paläste, das Häusermeer und die Freiheitsstatue draußen im Hafen. Nur ein roter Hauch lagerte noch auf all diesen Denkmälern der Allmacht des Dollars.

Da zog der Kollege ein kleines Beutelschen mit etwas Geld aus der Brusttasche, und indem er unser Schweigen unterbrach, fragte er mich: Könnte ich das nicht der Freiheitsstatue da drüben an ihren ausgestreckten Arm hängen?

Das würde schwer sein, erwiderte ich. Der Arm ist so groß und so hoch, daß das Publikum auf Wendeltreppen darin auf und ab geht. So klein das Sümmlchen auch ist, ich würde raten, unter amtlicher Niederlegung einer Stiftungsurkunde für die Republik Mexiko einen Fonds daraus zu bilden für die durch die Nickelrevolution Geschädigten.

Ob man das jetzt wohl erlaubte? fragte er.

Gewiß, Gonzales ist längst nicht mehr am Ruder, und sein Gegner Porfirio Diaz würde sich freuen, damit einen der schlechten Streiche der vorangegangenen Regierung festzunageln.

Gut, so sei das der Kern zu einem Invalidenfonds in Mexico. Was man sich doch alles für drei Mark dreißig Pfennige leisten kann! Der „Nickelfonds“ soll er heißen.

Sie waren ja nicht auf die Bezahlung angewiesen, erwiderte ich, aber die vielen des Geldes oft recht bedürftigen Kandidaten der Medizin, die mit Drangsetzung ihres Lebens jener Aufforderung gefolgt waren, wie werden die sich zurückgestoßen gefühlt haben durch diese Behandlung des ärztlichen Standes?

Einige davon beschloßen, sofort umzusatteln und ein andres Fach zu ergreifen, sagte er, andre und nicht wenige schüttelten den Staub von ihren Pantoffeln, wie man jetzt in Deutschland sagt, und suchten die neue Welt auf.

Das ist auch ein Gewinn, erwiderte ich, sie haben die alte Welt verloren und finden dafür eine neue — alles durch die drei Mark dreißig!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Mecklenburger in Friedrichsrub. Zwischen der Hauptwahl und der Stichwahl — denn so kann man unter den heutigen Verhältnissen bei der übergroßen Zahl von Stichwahlen schon sagen — waren wohl über dreitausend Mecklenburger in Friedrichsrub zusammengekommen, um dem Fürsten Bismarck eine Huldigung darzubringen. Am 15. Juni war, wie es in den Zeitungen immer heißt, die „Wahl Schlacht“ gewesen, an der sich auch die Mecklenburger als konservative, freisinnige, sozialdemokratische und andre Hilfsgruppen beteiligt hatten, und am folgenden Sonntag, am 18. Juni, hatten sich aus allen Teilen des Landes, aus Dorf und Stadt, Anhänger verschiedner Parteien und Angehörige aller Stände einmütig vor dem einfachen Herrenhause im Sachsenwalde zusammengefunden, um allen kleinen Partei- und Interessenhader dort zu vergessen.